15. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 209.

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(12. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Durch den Garten waren sie zur niedrigen Holztür gegangen, die zur Straße hinausführte. Auf halbem Wege hatte Frau Professor Wolff gestanden. Und bei ihr zwei junge Mädchen. Von einem Hollunderbusch zu einem Birnbaum war eine Leine gespannt, und die drei hingen Wäsche auf. Der Professor hatte vorgestellt, drei feuchte Hände hatten Hermanns Rechte gedrückt und dreimal hatte hell und frisch ein „Grüß Gott" geklungen. Die Frau Professor war klein, zierlich; aber die Wangen waren luftgerötet und leuchteten unter dem vollen grauen Haar. Mitte der Zwanzig mochten die Töchter sein, beide groß wie der Vater, kräftig und gesund wie er; Dirndlkleider trugen sie und die dunklen Zöpfe in Kränzen um den Kopf gelegt.

„Das waren meine beiden Jüngsten," sagte Wolff, als sie weitergingen, „ich hab noch drei, die sind verheiratet. Und noch zwei Jungens. Die sind auch Maler. Leider. Aber bei mir haben sie nicht lernen wollen. In Berlin ist der eine, der Peter, und der Max in Düsseldorf. Noch zwei waren da, die sind geblieben, gefallen — draußen in Frankreich."

Eine Weile hatten sie dann am Zaun gestanden und über die Arbeitszeit gesprochen. „Auf der Leopoldstraße wohnen Sie?" hatte der Professor gefragt. „Ein bissel weit weg. Aber wenn Sie ein Rad haben, dann oehts. Sie fahren doch Rad?"

„Aber gewiß," hatte Hermann beigepflichtet, schnell, aber doch erschrocken. Wie lange hatte er nicht auf einem Rad gesessen! Das Auto war in Berlin sein Beförderungsmittel gewesen.

Ob der Professor etwas gemerkt hatte? Er hatte plötzlich das Thema gewechselt, war zum Ausgang all ihrer Gespräche zurückgekommen. „Also ein Sohn aus den berühmten Zimmer-Werken sind Sie. Haben Sie eigentlich Brüder?" — „Nein, Herr Professor." — „Und wer übernimmt später die Werke?" — „Mein Vater ist noch jung." — „So, so." Und nach einer Pause: „Wie gesagt, wir wollen's versuchen mit der Malerei. Aber überlegen Sie sich's noch mal. Ueberlegen Sie sich's noch mal. Es ist nicht gut, wenn man unnütz in die Fremde geht."

Jetzt fuhr Hermann schon sei Wochen Tag für Tag mit dem Rad von der Leopoldstraße nach Nymphenburg. Sein Rad sah nicht mehr so nagelneu aus wie bei der ersten Fahrt. Damals hatte der Professor ein bißchen gelächelt über die hellgelben Felgen und die blitzblanken Speichen. Heute gab es hier und da schon Rostflecke, dafür fuhr Hermann aber um so sicherer. Es kam ihm nicht mehr merkwürdig vor, daß er auf die Pedale treten mußte.

Es kam ihm überhaupt manches nicht mehr merkwürdig vor. Er hatte gelernt mit der Wäschefrau zu verhandeln, er hatte gelernt, sich selbst einen Knopf anzunähen, denn er schämte sich, seine Wirtin darum zu bitten. Er hatte gelernt, von gescheuerten Tischen zu essen, was ihm zuerst wie eine Feldzugserinnerung vorgekommen war. Er hatte gelernt, zwei oder drei Maß Bier zu trinken. Alles ganz nützliche Sachen.

Auch in die Berge war er schon ein paarmal gefahren. Vierter Klasse wie alle anderen. Denn er hielt gute Kameradschaft mit seinen Kollegen beim Professor Wolff. Sechs waren sie im ganzen — außer ihm noch zwei Weiblein und drei Männlein. Es hatte zuerst nicht recht zusammenstimmen wollen, denn die andern waren blutarm und wußten natürlich, daß er Geld hatte. Bis sich herausstellte, daß der eine, der Felix Fechtner, 1918 im September, wie er vor Soissons gelegen und die beiden scheußlichen Nächte mitgemacht hatte, in denen sie bis auf die Lafaux-Ecke zurückmußten. Dicht nebeneinander hatten damals ihre Regimenter gelegen. Die Kriegserinnerungen gaben den ersten Kitt. Und der Kitt hielt fest wie Blut. Er kittete den ganzen Kreis zusammen.

Es war eine neue Welt für Hermann.

Er sah, wie die andern mit dem Gelde kämpften. Wie sie jeden Schein sechsmal umdrehten, ehe sie ihn ausgaben. Wie es nicht hin noch her langte, wie sie sich Farben, Leinwand, Spannrahmen und Skizzenpapier vom Munde absparten. Und dann doch noch die Mittel hatten, Sonnabend und Sonntag hinaus zu können in die Berge.

Wie gern hätte er ihnen manchmal geholfen. Aber er fühlte, er durfte es nicht, es würde sie verletzen. Er mußte ihren Kurs halten; Kameradschaft war es. Kriegskameradschaft wie draußen. — Nur dann und wann konnte er aus seinem Ueberfluß schöpfen: er legte aus; mal eine Farbtube — „ich komme gerade am Laden vorbei, da besorge ich sie mit" — mal die Fahrkarten oder das Nachtquartier oder eine Maß. Da wurde dann gern von den andern das Wiedergeben vergessen; das schmerzte und kränkte nicht.

Und doch fühlte Hermann, daß sein Geld eine Macht war. Fühlte es nicht im häßlichen Sinne. Nein, er fühlte, daß es ihm Selbständigkeit und Selbstsicherheit gab. Wenn es auch nicht ohne Nackenschläge abging. Einmal regnete es früh, was vom Himmel kommen wollte; da nahm er sich eine Autodroschke nach Nymphenburg hinaus. Als er den Wagen vorm Wolffschen Hause ablohnte, kam Felix Fechtner des Weas im durchweichten Lodenkape, die Kapuze über dem Kopf;

wie aus dem Wasser gezogen. Er sagte kein Wort. Aber Hermann schämte sich.

An diesem Abend lud Hermann Felix Fechtner auf seine Bude ein.

Fechtner wehrte anfangs ab, nahm aber schließlich doch an, als Hermann sagte: „Ich will ja kein Fest machen. Nur auf ein Butterbrot. Aber eins müssen Sie mir schon erlauben: ein Böwlchen möchte ich ansetzen. Darauf habe ich eine unbändige Lust. Und wenn ich's allein trinke, schmeckt's mir nicht. Ich hab' doch sonst keinen Menschen in München."

Letzteres war richtig. Hermann hatte außer seinen Malkollegen niemand am Platz. Er war zwar mit einer langen Besuchsliste in der Tasche nach München gekommen; sein Vater hatte hier zu vielen Industriellen und großen Geschäftsleuten Beziehungen, mehr als eine nähere Bekanntschaft, bei der das Abgeben einer Karte dem jungen Zimmer Tor und Tür geöffnet hätte. Aber Hermann hatte sich zurückgehalten. Er wollte aus dem alten Kreise heraus, deshalb wollte er keine Brücken schlagen. Er scheute sich auch; er fürchtete sich ein wenig vor fremden Menschen, neuen Gesichtern. Das war schon in Berlin so gewesen. Der Kreis in der Josephinenstraße hatte ihm immer genügt; er war ihm weit genug. Wollte ihn Ruth einmal in den Klub oder zu einem Tanzabend ins Unionhotel mitnehmen, so hatte es einen Kampf gekostet. Und dann hatte Hermann ziemlich stumm zwischen der übrigen Jugend gesessen.

Mit den Kollegen bei Professor Wolff war das etwas anderes. Sie hatte er zwangsweise kennen gelernt, sich anfangs pflichtgemäß an sie angeschlossen, um sie nicht zu verletzen. Er war selbst verwundert, daß dann ein wärmerer Ton in den Verkehr gekommen war; wenn auch noch nicht die heitere freie Duzkameradschaft, die die Anderen hielten.

Zum erstenmal hatte Hermann einen Gast bei sich. Es machte ihm Spaß. Mit Geschäftigkeit ging er einkaufen, wählte lange, dachte ernsthaft darüber nach, was Fechtner Freude bereiten könnte. Sogar einen Buschen Rosen erstand er für den Abendbrottisch. Es sollte doch freundlich bei ihm aussehen. Dann ging er ans Decken. Frau Palzow mußte allerlei Geschirr und Glas herausgeben. Mit Liebe zerteilte er die Pfirsiche und zuckerte sie ein. Der Wein lag zum Kühlen in der Palzowschen Küche unter dem laufenden Wasserleitungshahn.

Um halb acht sollte Fechtner kommen. Um sieben war bereits alles fertig. Hermann ging in seinem Atelier wartend auf und ab, sah noch einmal über den gedeckten Tisch, rückte noch einmal an der Vase mit den Rosenzweigen. Es war alles in bester Ordnung. Da fiel sein Blick auf die leere Leinwand, die im Spannrahmen auf der Staffelei stand. „Wie sieht das dumm und faul aus," dachte er. Kurz entschlossen griff er nach einem Stück Kohle, wenigstens ein paar Konturstriche wollte er auf das Weiß setzen. Dann aber stockte er: was sollte es sein. Da lagen seine Sikzzenbücher, seine Skizzenmappen. Sollte er etwas nachzeichnen? Aber schon hatte er die Kohle angesetzt, erst leicht, dann fester zog er die Linien eines Profils, ganz deutlich standen sie vor ihm: die runde Stirn, die Nase ein bißchen stuppsig, gaminhaft, die Lippen voll, das Kinn wieder rund und im weichen Bogen zum schlanken Halse abfallend. In wenigen Minuten saß das Profil da, Augen und Brauen flossen mit hinein und mit breitem, festem Strich kam dann das gewellte, kurzgeschnittene Haar hinzu: Lisa.

Gerade als Hermann die Schattenstriche dahintersetzte, klopfte es. Noch einen Blick konnte er auf die Leinwand werfen: die Unterlage zu einem Oelbild was es so nicht geworden. Das empfand er noch, dann rief er: „Herein".

Felix Fechtner trat ein. Er hatte sich seinen Sonntagsrock angezogen — wahrhaftig. Hermann sah es sofort, und es gab ihm einen kleinen Stich. Wenn Fechtner zu einem von den andern ging, machte er sicher keine Umstände. Aber Fechtner war trotzdem gemütlich.

„Nur nicht gleich essen," sagte er. „Wir wollen noch ein bissel warten. Bald ist es dunkel, dann ziehen wir die Vorhänge zu und machen Licht. Da trinkt es sich viel besser." Er trat ans Fenster und sah in den Garten hinaus. „Nett haben Sie's hier." Er blickte sich im Atelier um. „'ne Staffelei haben Sie auch und sogar was drauf." Er stellte sich vor die Leinwand. „Sie — das ist ein netter Kopf. Forsch hingehauen. Viel besser, als Sie's draußen beim Professor machen. Ein nettes Gesicht'l überdies. Sehr nettes Gesicht'l. Haben Sie ein Modell gehabt?"

„Nein, ich hab's nach der Erinnerung gemacht."

Fechtner lachte. „So — so. Muß schon ziemlich fest gesessen haben, die Erinnerung."

„Eine Kinderfreundschaft. Wir wohnen Haus an Haus in Berlin."

Von der Seite blickte ihn der andere an. „Ich will ja nichts gesagt haben."

Die Dunkelheit kam schneller, als sie es gedacht hatten. Hermann zog die Vorhänge zu. Die Staffelei rückte er beiseite. Sie hatte ja ihre Dienste getan. Oder doch nicht?

Dann saßen sie am Tisch. Und waren gleich wieder in den Kriegserinnerungen. Fechtner meinte: „So gut hatten wir's an der Lafaux-Ecke nicht." Damit war die Grundlage zum Gespräch gegeben. Aber während sie von Darben und Gefahren sprachen, ließen sie es sich trotzdem schmecken. Die Bowle war gut und reichlich. Die Gläser groß.

„Schön war's doch," sagte Fechtner. „So sorglos. Man brauchte nie an Morgen zu denken. Natürlich, Sorgen hatten wir auch. Angst ums eigene Leben. Wer behauptet, die nicht gehabt zu haben, der lügt. Aber doch keine Sorge ums tägliche Leben. Ich hab mitten im Dreck eigentlich nie daran gedacht, was wird aus der ganzen Sache werden. Dafür waren ja andere da. Man hatte seine Kompanie und versuchte seinen Leuten alles so leicht zu machen wie möglich. Und wenn man mit möglichst wenig Verlusten aus solchem Großkampf herauskam, war man zufrieden."

Reserveoffizier war Fechtner gewesen gleich ihm, das wußte Hermann schon. Und nun erfuhr er noch allerlei aus seinem Leben. Fechtners Vater war Pfarrer im Württembergischen. Acht Geschwister waren sie. Sein Großvater mütterlicherseits war Zeichenlehrer in Stuttgart „Daher sitzt mir die Malerei im Blut." Daß sie ihm im Blut saß, wußte Hermann auch, denn er konnte wirklich etwas. „Der einzige, der von euch etwas kann," sagte der Professor wohl halb scherzhaft, wenn er guter Laune war.

Ein wenig einsilbig wurde Hermann; er hatte sein Ziel, und ließ Fechtner sprechen, den der Wein gesprächig machte. Dann, als Frau Palzow die Teller und Schüsseln geholt hatte und nur noch der große Krug und die Gläser auf dem Tisch standen, schob er sein Glas gegen das Fechtners vor. „Ich hab eine Bitte," sagte er. „Wir sitzen doch nun schon ein paar Wochen zusammen, wir sind gemeinsam in den Bergen gewesen und sind schließlich alte Kriegskameraden, wollen wir nicht „Du" zueinander sagen?"

„Aber gern — nein, wirklich: von Herzen gern, Zimmer; Sie sind ein lieber Kerl, sind kein Spiel-

verderber, nie." Er stieß mit Hermann an. „Also auf du und du."

Die Gläser klangen. Beide tranken aus. Hermann schenkte neu ein. Aber dann war es doch eine ganze Weile still zwischen beiden. Ein wenig gezwungen war diese Brüderschaft wohl doch.

Da holte Hermann seine Skizzenbücher und Mappen.

Blatt für Blatt sah sich Fechtner an. Er sagte nicht viel. Es waren fast alles Portraitstudien: Mutter, Vater, Ruth, die Eule, dann aber auch Bretthauer und der Chauffeur, ein paar Modelle daneben, ein paar Kopien. Schließlich eine ganze Reihe von Carla. Hermann hatte sie gemacht, während er an ihrem Bilde arbeitete, teils nach der Natur, teils nach dem Gedächtnis.

„Wer ist das?"

„Eine Komteß Falkenberg, eine gute Bekannte. Ich malte sie in Berlin."

„Ein feiner Vorwurf. Aber ein bißchen zu streng. So ein richtiges Rassegesicht. Die haben wir in Württemberg auch. Die Gräfinnen Quadt, die Croys und die Lichtenbergs können so aussehen." Er ließ sich die Blätter noch einmal geben. „Ueberdies ist sie nicht immer die gleiche. Manchmal hast du eine weiche Linie in dem Gesicht, die eigentlich nicht rein paßt. Da mußt du dich verguckt haben." Und dann nach einer Weile: „Hast du nicht eine Skizze von der da drüben?"

„Nein, Fechtner. Ich habe sie wohl mal als Kind gezeichnet. Vorm Krieg, als ich auch schon ein bißchen strichelte. Aber die Skizzen hab' ich nicht mitgebracht."

„Schade, den Kopf hätte ich gern noch einmal gesehen."

In einem Heft befand sich eine Skizze vom Zimmerschen Hause. Von der Gartentür her hatte Hermann es einmal im Winter gezeichnet, als die Bäume die Fassade nicht verdeckten.

Lange sah Felix Fechtner sich das Blatt an. „Du, das ist nicht schlecht. Warum hast du dich eigentlich so aufs Portrait versteift. Du solltest auch mal was anderes versuchen. Ich glaub' gar nicht, daß Portrait deine eigentliche Begabung ist. Denn ehrlich gesagt: manchmal stockerst du schrecklich herum, da sieht der Dilettantismus aus jeder Linie. Nimm's mir nicht übel. Aber hier bei dem Haus — ich weiß nicht. Da ist etwas drin. Es ist nicht das Malerische, denn malerisch ist die Villa nicht. Aber die Linienführung. Da hast du das Architektonische richtig gefaßt." —

(Fortsetzung folgt)

Ein schreckensvoller Nachmittag

Von Johann Wesselink.

Das kleine Dorf lag brütend unter der Sonne eines Hochsommernachmittags. An der einen Seite des Marktplatzes warfen die alten Häuser ihre schmalen, eckigen Schatten, an der gegenüberliegenden Seite lagen die Häuser im hellen Licht. Die Front der Kirche warf das Sonnenlicht grell zurück, und die beiden Zeiger der Turmuhr hingen glühend an dem Zifferblatt.

Im Rathaus hielt der Gemeinderat unter dem Vorsitz des Bürgermeisters eine Sitzung ab.

Die Dorfbewohner saßen überall an den Fenstern, blickten auf den Platz und warteten auf ein bißchen Kühle. Plötzlich fuhren sie auf, da sie einen Mann in großer Eile durch die Hitze laufen sahen. Es war der Postmeister, der die Stufen zum Rathaus hinaufstürmte.

Er kam sofort wieder heraus, sprang die Stufen hinunter und schrie während seiner Flucht dem dösenden Herbergswirt einige Worte zu. Dann griff er die spielenden Kinder paarweise an den Schultern und zerrte sie in seine Wohnung.

Ueberall öffneten sich die Türen. Man fragte einander, was geschehen sei. Da erschien der Bürgermeister auf der Treppe. Aengstlich spähte er in die Richtung des Weges, der nach der Stadt führte. Hinter ihm drängten sich die Mitglieder des Gemeinderates.

Er schrie den Leuten zu: „Man hat aus der Stadt telephoniert, daß ein Tiger aus dem Zirkus ausgebrochen sei. Das Tier ist auf dem Wege hierher!"

Im Nu waren alle verschwunden. Der Herbergswirt mit seinem lahmen Bein war aus dem Stuhl gerollt und kroch auf Händen und Füßen in das Wirtshaus, wo der Feldwächter sich an seinem Glase Bier verschluckte. Nur der Bürgermeister war noch sichtbar hinter einem Türspalt. Er wußte, daß der Feldwächter im „Falken" saß, und er schrie ihm zu, ins Rathaus zu kommen. Doch dieser rief aus dem offenen Fenster, daß der Wirt und seine Frau ihn nicht herauslassen wollten.

Plötzlich fiel die Tür des Rathauses mit einem schweren Schlag zu, und auf allen Seiten hörte man das Abriegeln von Türen und das Schließen von Fenstern. Aus den Dachluken blickten blasse Gesichter auf den Weg, auf dem sich mit großen Sprüngen das Ungeheuer näherte.

In der Nähe der Häuser verminderte das Tier seine Schnelligkeit. Mit langen, schleichenden Schritten lief es bis zur Mitte des Platzes. Sein Fell, von oben gesehen, glänzte in der Sonne wie die Haut einer Schlange, eine einzige zitternde Welle von dem grimmigen Kopf bis zum Ende des Schwanzes.

Er sah sich verwundert um auf dem leeren Platz, wandte den Kopf mit den funkelnden Augen an den Häusern entlang. Dann leckte er sich mit der Zunge das Maul und fing an, mit dem Schwanz zu wedeln.

Auf den Dächern folgten die Bewohner mit angehaltenem Atem den Bewegungen des Tieres. Wenn eins der verängstigten Gesichter sich zu weit vorwagte und für den Tiger sichtbar wurde, peitschte das Tier mit seinem Schwanz den Staub auf, die Augen sprühten Feuer, und das Maul öffnete sich grinsend. Ein sanftes Gebrüll, das dennoch bis in die äußersten Ecken der Fenster drang, brummte dann durch die beklemmende Stille. Der Tiger hielt, ohne sich d[illegible]n bewußt zu sein, das ganze Dorf in Atem. Bei der Pumpe trank er das noch nicht verdampfte Wasser einer Pfütze, und die rote Zunge schlug klatschend auf und nieder. Dann setzte er, langsam schleichend, seinen Weg über die Mitte des Platzes fort.

Gegenüber dem Hause des Schlächters blieb er stehen, seine Nasenlöcher zitterten und öffneten sich weit. Er stieß ein langgezogenes Geheul aus, gedämpft wie das Heulen eines Hundes vor einem Toten. Mit wenigen großen Sprüngen stand er vor dem Haus des Schlächters. Den Zuschauern auf den Dächern krampfte sich vor Angst das Herz zusammen.

„Der Schlächter ist verloren," sagte der Bürgermeister zu den Stadträten. Zitternd drängten sie sich hinter den Sonnenjalousien des Ratssaales im ersten Stock und folgten von da, eine Beute ihrer Nerven, den Bewegungen des Tieres.

Der Tiger kratzte mit seinen Pfoten an der Tür wie eine Katze, die hereingelassen werden will. Doch der Schlächter beugte sich plötzlich aus der Dachluke und warf ein Lamm, das er am Morgen geschlachtet hatte, mit dumpfem Aufprall auf den Platz.

Der Tiger hatte das Fleisch bereits in der Luft gerochen, er sprang darauf zu und setzte die Vorderpfoten auf den blutigen Tierkörper.

Alle auf den Dächern atmeten auf. Der Schlächter war schlau gewesen.

„Ein Tiger mit vollem Magen legt sich schlafen," erklärte der Gastwirt.

Doch der Feldwächter war noch nicht beruhigt. „Nein, ein Tiger, der Blut gerochen hat, wird gerade erst gefährlich," versicherte er und band noch einen Strick um die Tische und Stühle, mit denen er die Treppe versperrt hatte.

Als der Tiger das Lamm verschlungen hatte, reckte er sich, hob den Kopf auf zu dem Haus des Schlächters und brüllte, daß die Fenster zitterten. Ueber alle Dächer dröhnte das Respekt einflößende Geräusch, die Bewohner unterdrückten einen Schrei des Schreckens, und zitternd spähten sie durch die Luken, was jetzt beim Schlächter geschehen würde.

Doch die allgemeine Spannung, die fast unerträglich geworden war, löste sich durch die Ankunft eines Autos, eines grauen Wagens, der wie ein Gefangenentransportwagen aus-

sah. Mit gelben Buchstaben stand darauf: Zirkus Polotti. Neben dem Chauffeur saß eine Dame, die das Zeichen zum Halten gab. Sofort stand sie neben dem Wagen, ein dunkle, schlanke Frau im Reitkostüm und glänzenden Reitstiefeln.

In der Hand hielt sie eine Karbatsche. Sie schritt ruhig über den Platz auf den Tiger zu, der sich ihr zukehrte. Die Augen des Tieres bewegten sich unruhig, sie glichen gelb-irisierenden Funken, deren Feuer ihr entgegenschoß. Doch sie trotzte ihr mit starr gespanntem Blick, in dem kein Schwanken war, zwei gerade, unbewegliche Strahlen eines übermächtigen Willens, die in die wilden Augen vor ihr drangen und sie langsam zum Verlöschen brachten.

Der zum Sprung gereckte Körper des Tigers sank langsam zusammen, und auf einen Wink mit der Peitsche kroch das Tier wie ein gestrafter Hund zu seiner Herrin.

Auf allen Dächern war man dem Kampf zweier Augenpaare atemlos gefolgt. Als der Tiger, unterworfen, auf einen energischen Wink ihrer Hand in den Zellenwagen gesprungen war und sie die Tür abgeriegelt hatte, stürmten die erlösten Bewohner die Treppen und Leitern hinunter. Mit einem Male war das ganze Dorf auf dem Platz versammelt. Man drängte sich um den Wagen des Zirkus Polotti und starrte in schweigender Bewunderung die Tierbändigerin an. Diese lauschte lächelnd auf den Bürgermeister, der, wie er sagte, durch eine wichtige Besprechung mit den Stadträten abgehalten war, aber gerade im Begriffe stand, sein Jagdgewehr zu holen und das gefährliche Tier unschädlich zu machen.

„Dann bin ich zur rechten Zeit gekommen," sagte die Bändigerin

„Ja," sagte der Feldwächter, „gerade zur rechten Zeit. Denn wenn der Bürgermeister es nicht getan hätte, dann würde er die Kugel von mir bekommen haben." Und er zeigte stolz eine alte, verrostete Pistole.

Da drängte sich der Schlächter, bewaffnet mit einem Hackbeil nach vorn. „Mit der Pistole hätten Sie nichts ausrichten können. Nein, meine Herren, als der Tiger mein Lamm aufgefressen hatte stand ich bereit mit diesem Beil, um ihm den Gnadenstoß zu versetzen."

„Aber, mein Herr," sagte die Zähmerin lächelnd, „es würde doch schade gewesen sein um das kostbare Tier, das einzige Exemplar unseres Zirkus."

„Wollen Sie mir das Lamm nicht bezahlen?" fragte der Schlächter.

„Der Tiger hat doch kein Lamm bei Ihnen bestellt," spottete die Bändigerin

„Er hat es aber aufgefressen," erklärte der Schlächter.

„Es ist recht und billig, daß Sie das Lamm bezahlen," meinte der Bürgermeister und spielte nervös mit seiner Amtskette. Aber die Dame entgegnete unbeirrt: „Der Zirkus Polotti bezahlt nur was er bestellt hat."

Die Dorfbewohner traten alle für das Recht des Schlächters ein, doch als ob der Tiger begriff, daß er eingreifen mußte, sprang er plötzlich gegen die eiserne Gitterwand und stieß ein fürchterliches Gebrüll aus.

Alles stob auseinander, Mütter schleppten ihre schreienden Kinder mit. Der Bürgermeister und die Gemeinderäte, der Feldwächter und der Schlächter rannten voran.

Da nahm die Bändigerin eine Zigarette aus ihrem silbernen Etui, zündete sie mit einem perlmutternen Feuerzeug an und blies den Rauch lachend in den blauen Himmel über dem menschenleeren Platz.

Dann befahl sie dem Chauffeur zurückzufahren. Den Lärm des Motors übertönte das Gebrüll des gefangenen Tigers wie eine Drohung gegen das Dorf.

Lustige Dorfgeschichten

Der törichte Nachtwächter.

Da hatte die Gemeinde Unterschwalm einen Nachtwächter, der törichter war, als es normalerweise die Polizei erlaubt. Welch Glück, daß das Pulver schon erfunden, denn der gute Philipp würde selbst dann versagt haben, wenn man ihm das Rezept hierzu in die Hand gedrückt hätte. Konnte er doch tatsächlich nicht einmal bis zehn oder — da er ja als Wächter der Nacht auf die Stunden zu achten hatte — bis zwölf zählen.

Doch er behalf sich. Seine Frau Kathrine begleitete ihn auf den nächtlichen Pfaden. Sobald Philipp die erforderliche Anzahl Stunden geblasen hatte, zupfte sie ihm am Kittel, und er hörte auf.

So wanderten sie selbander einmal wieder durch die Nacht. Der Mond schien so freundlich und die Sterne blinzelten — da wurde Frau Kathrine elegisch. Tief in Gedanken versunken, achtete sie nicht auf ihren Philipp, der sein Horn ansetzte und blies: „Tut . . . tut . . . tut . . . tut . . ."

Frau Kathrine fuhr mit der Hand über die Stirn und erwachte aus ihren Träumen, denn unentwegt blies ihr Philipp weiter: „Tut . . . tut . . . tut . . . tut . . ."

Jäh riß sie an seinem Rock. Doch es war zu spät.

„Was hast du gemacht, Philippche, es ist ja erst elf und du hast zwölf geblase!" jammerte sie.

„Dann bloase wer widder eins zurück!" sagte Philipp und setzte das Horn an: „Tut!"

Die Unterschwälmer Bauern waren, als sie das hörten, baß erstaunt über ihren Nachtwächter:

„Heut' hat der Philipp so dreizehn geblase!"

. . . und der schlaue Nachtwächter.

Im Westerwald liegen drei Dörfer dicht beisammen und bilden eine Gemeinde.

Gemeinsam haben sie einen Bürgermeister, einen Pfarrer, einen Schullehrer, einen Flurschützen, eine Hebamme und einen Nachtwächter. Dieser war nun der Schlaue.

Wenn er zum Markt in Montabaur gewesen und dort zuviel gegessen und getrunken hatte, fiel ihm der Rundgang durch seine drei Dörfer zu beschwerlich.

Dann machte er sich sein Amt leicht, stellte sich in die Mitte der drei Dörfer und blies, wenn es zehn Uhr war, aus Leibeskräften dreißigmal hintereinander.

„So!" sagte er, wenn er damit fertig, „So! nu daalt Eich! (Nun teilt Euch!)".

Die Bauern lachten dann allemal und meinten:

„Jojo, der Hannes woar widder uff dem Montabäurer Maad!"

Fröhliche Ecke

Umstellung.

Dr. Zapf ist ein junger Rechtsanwalt, dessen Praxis noch ganz, ganz klein ist. Emil Pogge ist ein Bekannter von ihm. Sie sind zusammen zur Schule gegangen, und deshalb duzen sie einander, aber Freunde sind sie gerade nicht.

Gestern hat in der Abendzeitung etwas über Emil Pogge gestanden. Man hat ihn festgenommen; schlimme Betrügereien hat er verübt, in der schändlichsten Weise hat er einige alte Damen um erhebliche Summen begaunert. Dr. Zapf ist empört. „Das hätte ich nicht von ihm gedacht," sagt er zu seiner Frau. „So ein gemeiner Mensch!" — —

Heute kommt Dr. Zapf recht vergnügt aus seinem Büro nach Hause. „Denke dir," erzählt er seiner Frau, „der Emil Pogge hat mir seine Verteidigung übertragen. Ist doch 'n anständiger Kerl!"

*

Der Gast

Bulling ist Nachmittagsgast bei Trautvetters. „Was darf ich Ihnen anbieten?" fragt Frau Trautvetter. „Kaffee oder Tee?"

„Wenn ich um Tee bitten darf!" sagt Bulling. „Offen gestanden: Kaffee mit Rum mag ich nicht."

*

Vorgebeugt

Brüller ist seit einem halben Jahre verlobt. Gestern hat er mit seiner Braut einen Ausflug gemacht, und der Vetter Adalbert ist mitgewesen.

Heute gestattet sich der Vetter Adalbert ein freies Wort. „Höre mal, Oskar, so darf man doch seine Braut nicht behandeln! Es war mir peinlich, dabei zu sein — — so unhöflich, so rücksichtslos warst du. Wie soll das denn erst in der Ehe werden?"

„Eben darum!" grinst Brüller. „Ich bin gewarnt. Mein Bruder ist jetzt seit drei Jahren verheiratet. Das zweite Wort seiner Frau ist: Ach Gott, als Bräutigam bist du ganz anders gewesen!"